

STEFFI NEU
Landl(i)eben

STEFFI NEU

Land(l)leben

Warum ich nirgendwo anders
leben möchte

Echte Geschichten
vom Land

 KÖSEL

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage 2026

Copyright © 2026 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotive und Foto S. 207: © Annika Graeff
Innenteilabbildungen: © Yanka / stock.adobe.com
Konzept- und Textberatung: Dr. Bettina Burchardt
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37358-1

www.koesel.de

Inhalt

1. Plattes Land – weiter Himmel	7
2. Allein in der großen Stadt	12
3. Gehst du oder bleibst du schon?	17
4. Curly Wurly	22
5. Dreckige Schuhe vor der Tür	27
6. Rushhour-Radeln	34
7. Mia bleibt mobil	40
8. Lost in the City	47
9. Mein zweites Wohnzimmer	53
10. Musik in den Gassen	57
11. Queekespere forever	62
12. Die Hüter der Verbindlichkeit	70
13. Weltstadt Weeze	76
14. Einmal Berlin und zurück	81
15. In der Jogginghose zum Supermarkt	88
16. Mit Handicap aufm Land	93
17. Bene	99

<i>18.</i> »Die gehören zu uns!«	105
<i>19.</i> Ompa	111
<i>20.</i> Stille Post	118
<i>21.</i> Phasensprünge	123
<i>22.</i> Mit Karacho in die Kull	128
<i>23.</i> Ärmel hoch!	133
<i>24.</i> Emotionale Minenfelder	139
<i>25.</i> Der Bauer und seine Seele	147
<i>26.</i> Verwandtschaftsgewiggel	155
<i>27.</i> Freizeit an der Ackerfurche	162
<i>28.</i> Mit ohne Auto aufm Land	169
<i>29.</i> 50 Kubikzentimeter Glück	175
<i>30.</i> Weltreise nach Dortmund	182
<i>31.</i> Mit 90 am Steuer	187
<i>32.</i> Kreatives Parken	191
<i>33.</i> Mein Werteregal	198
Danke	206

Plattes Land – weiter Himmel



Auf dem Dorf ist das so: Du bist Teil des Dorfes und das Dorf ist Teil von dir. Das weiß ich genau, denn ich bin in Keppeln, einem Dorf am Niederrhein groß geworden. Knappe 1600 Einwohner. Da kennt wirklich jeder jeden, zumindest vom Sehen. Bei mir ist es sogar noch mal einen Tacken mehr im Outback, weil ich außerhalb des Dorfes in einer sogenannten Bauernschaft aufgewachsen bin, auf dem Hof meiner Eltern. Das Dorf ist zwei Kilometer weg, gerade noch in Sichtweite, da wohnten viele der anderen Kinder aus meinem Kindergarten und der Grundschule. Deren Väter waren meistens Angestellte oder Handwerker. Viele Familien im Dorf hatten damals noch ein Stück Land oder eine Wiese mit einem Pferd drauf, andere hatten die Landwirtschaft schon ganz aufgegeben. Aber auf einem Bauernhof wie dem, auf dem ich geboren wurde, war man bis in die Siebzigerjahre hinein größtenteils Selbstversorger – und damit fast rund um die Uhr auf dem Feld und im Stall.

Auf einem Bauernhof reichen die Wurzeln besonders tief. Wer du bist, wird über den Hof definiert, auf dem du Kind warst. Auch wenn du längst von zu Hause ausgezogen, verheiratet und vielleicht sogar ganz weggezogen bist, bleibst du doch dein Leben lang »der vom Scholtenhof« oder »die vom Boms-

hof«. Der Hof, von dem ich komme, ist der Fehlemannshof. Also bin ich »die Steffi von Heini und Alwine vom Fehlemannshof«. Und wenn das nicht reicht, wird noch nachgeschoben: »Die Große von den beiden Mädchen.« Fertig, und alle wissen Bescheid. Natürlich ist es für niemanden im Dorf was Neues, dass ich seit drei Jahrzehnten in Köln als Radiomoderatorin arbeite. Aber wie alle anderen Gehöfte auch ist der Fehlemannshof bei uns in der Gegend eine feste Größe. Und Köln weit weg.

Ich bin mit der Weite groß geworden, denn der Niederrhein ist buchstäblich plattes Land. Mit ihr um mich herum fühle ich mich wohl. Woanders dauert es nicht lang, bis ich Sehnsucht nach Weit-gucken-Können habe. In der Stadt geht das nicht so gut. Und in den Bergen auch nicht – es sei denn, ich würde oben auf einem draufstehen. Dann könnte ich sogar weiter schauen als von dort, wo es flach ist. Aber warum sollte ich auf einen Berg drauf laufen? Andere würden sagen: »Weil er da ist.« Ich nicht, denn wenn ich unten stehe, kommt mir so ein Berg doch sehr hoch und Respekt einflößend vor.

Als ich das erste Mal mit meinem Mann Markus und unseren beiden Kindern in den Schnee nach Österreich gefahren bin, war ich schon vierzig. Und wir waren auch nur da, weil die Kinder die Chance haben sollten, Skifahren zu lernen. Das hat geklappt, seitdem kann sogar ich mich auf zwei Brettern halten. Aber ich bin lange nicht so entspannt, leidenschaftlich und angstfrei wie unsere Kinder auf Skiern unterwegs. Auf der Kandahar-Abfahrt in Garmisch-Partenkirchen in der Falllinie runtersausen? Hara-kiri-Fahren auf der Streif in Kitzbühel? Nicht mit mir! Ich mag es schnell, zu Fuß, auf dem Rad und mit dem Auto – aber am Berg bin ich Blaue-Pisten-Fahrerin. Breite rote gehen auch. Auf jeden Fall bin ich Schön-Wetter-Fahrerin. Als wir im Sauerland waren zum Skifahren, war ich sehr geflasht: Weil es sanft

runtergeht, Bäume am Pistenrand, nicht diese Riesenschis von Bergen drumherum.

Ein einziges Mal haben wir als Familie Sommerurlaub in den Bergen gemacht. Auf einem Bauernhof. Im Nachgang denke ich: Was für 'ne doofe Idee. Fährst du vom Bauernhof zum Bauernhof! Vermutlich haben wir gedacht, dass da was dran sein muss, wenn so viele das machen. Aber was das Verlangen nach Weite angeht, sind mein Mann und ich ähnlich gestrickt. Gleich am ersten Abend saßen wir vor unserer Hütte und haben überlegt, wo wohl das nächste Meer ist, in welche Richtung wir fahren müssen. Die Weite hat uns gefehlt, überall waren Berge im Weg! Die empfinde ich als Enge. Weil ich das Gefühl habe: »Ich kann hier nicht weg.« Oft ist es ja auch so bei der Abreise aus dem Skiurlaub, dass die Täler das Nadelöhr sind, durch das erst mal alle durch müssen, um auf die Autobahn zu kommen. In der Stadt geht's mir genauso.

Plattes Land bedeutet nicht nur weit gucken können, sondern auch viel Wind. Der kann schon was bei uns am Niederrhein. Wenn wir beim Fahrradfahren von »Wind von vorne« sprechen, da tun schon die Beine weh. Das ist natürlich bei Weitem nicht so wie an der Nordsee, aber mit gestylter Frisur durch den Wind laufen, dann ist die Kunst hinüber. Viel Wind, viele Windräder. Windmühlen – so nennen wir die hier, dabei mahlen die ja nix. Wenn jemand von weiter weg nach dem Weg fragt und gesagt bekommt: »An der Windmühle rechts«, dann fährt der wahrscheinlich geradeaus bis nach Holland rein.

Es wird ja viel über Windräder gemeckert, aber mich stören die nicht. Ich muss nur auf dem Fehlemannshof aus meinem Bürofenster gucken, dann seh ich schon sechs in den Feldern stehen. Einmal wollte ich herausfinden, wie viele ich sehen kann, wenn ich einmal ganz um den Hof rumlaufe. Bei 25 hab ich

aufgehört zu zählen. Auf die Hochspannungsleitung, die quer über unseren Garten führt, könnte ich allerdings gut verzichten.

Neben viel Wind gibt es in manchen Jahren viel Wasser. In meiner Kindheit drückte immer mal wieder das Grundwasser von unten ins Haus hinein, dann mussten wir schnell in den Keller und die Sachen vom untersten Regalbrett hochstellen. Und mit Lappen und Eimer wischen. Wischen, auswringen, wischen, auswringen ... über Stunden. Dann noch flitschen. Dieses Problem haben wir schon lange nicht mehr gehabt, dafür kam im Sommer 2021 das Wasser von oben. Starkregen und die Fluten bahnten sich ihren Weg über die Felder. Schön durch die Reihen des Kartoffelfeldes. Für Städter: Kartoffeln werden in aufgehäufelten Reihen erhöht eingepflanzt, heißt, da sind Rillen zwischen den einzelnen Bahnen. Und wenn es ein bisschen Gefälle gibt, fließt das Wasser wie durch kleine Flussbetten fein durch die Kartoffelreihen und sucht sich seinen Weg. Direkt zu unserem Kellereingang mit Außentreppe.

Viele Keller im Dorf waren geflutet. Auch in unserem Gewölbekeller, wo mein Mann sein heiß geliebtes Weinlager untergebracht hat, stand das Wasser einen guten Meter hoch. Hunderte Weinflaschen dümpelten uns entgegen, als wir die Treppe runterkamen. Alle extrem versifft und ohne Etikett. Denn die schwammen losgelöst und ganz für sich in der Brühe. Es dauerte Tage, bis wir die Flaschen körbeweise nach oben in die Küche getragen, vom Dreck befreit und nach Verschlüssen sortiert hatten. Manche von ihnen gaben ihr Geheimnis nicht mehr preis, mit denen haben wir dann blinde Weinproben gemacht. Schlechte Laune ist bei dieser Überschwemmung nicht aufgekommen, denn nachdem alles überstanden war, wurde ein Großteil der Flaschen bei einer großen Fete bei uns auf dem Hof seiner Bestimmung zugeführt. Noch heute stehen zwanzig graue Kisten

mit wild durcheinandergewürfelten Weinflaschen ohne Etikett in unserem Keller, von denen niemand weiß, was da Feines drin ist. Lauter Wundertüten.

Ein paar Wochen später war die Ahrtal-Flut. Spätestens da merkten wir, wie viel Glück wir gehabt hatten. Niemand in unserer Region hatte sein Leben verloren.

Wind und Wasser – da fehlt noch was zur niederrheinischen Dreieinigkei: Nebel. Man meint immer, bei uns gäb's besonders viel Nebel, stimmt aber gar nicht. Das sagt jedenfalls der Deutsche Wetterdienst, und der muss es wissen. In Flusstälern und am Bodensee sind Nebeltage viel häufiger. Aber wenn der Nebel mal da ist, ist es bei uns auf dem Land besonders schön. Ich finde es beruhigend, wenn er tief auf den Feldern und Wiesen hängt und alles still wird. Nur das Autofahren macht dann nicht so viel Spaß. Man sagt das ja so: »Ich kenne mich auf den Straßen meiner Heimat blind aus.« Aber ich bin schon ein paar Mal in der Nebelsuppe an unserem Hof vorbeigefahren, weil ich die Einfahrt verpasst habe.

Die Landschaft, in der du aufwächst, ist in dir eingeschrieben. Jeder hat seinen eigenen Boden, in dem seine Wurzeln Halt finden. Die einen fühlen sich im hügeligen Voralpenland wohl, andere zwischen Ruhrpotthalden, in den Wasserlandschaften des Spreewaldes oder in den Bergen und Tälern des Schwarzwaldes. Bei mir gehören die Felder, die Alleen, die Windräder zu meiner Heimat. Und der weite Himmel, der von Horizont zu Horizont reicht.

2.

Allein in der großen Stadt



Ich bin Steffi, tief in der Landschaft meiner Heimat verwurzelt und mit den Menschen aus meinem Dorf fest verbunden. Es gibt aber auch eine andere Steffi. Seit fast 30 Jahren arbeite ich beim WDR, keine 500 Meter vom Dom entfernt. Mehr Stadt geht nicht. Hier gibt es immer alles. Wenn mir zu Hause im Dorf das Ladekabel fürs Handy kaputtgeht, muss ich gucken, welcher Laden noch aufhat. Und in welcher Stadt der ist. Kleve? Kevelaer? Goch? Zwanzig Minuten Autofahrt Minimum. In Köln gehe ich vor die Tür und in einem Radius von 500 Metern finde ich gefühlt 50 Läden, die nichts anderes als Handyzubehör verkaufen. Oder: Ich sitze mit Kollegen zusammen, Lust auf Chips um 23 Uhr. Einer geht los und ist kurz darauf mit ein paar Tüten in der Hand wieder da. Drei von den zehn Minuten, die er weg war, hat er vor dem Aufzug nach unten gewartet. Schnell mal eine Thai-Massage um 18 Uhr? Anruf, hinlaufen, 200 Meter. Yogakurs? In Keppeln liegen zwischen mir und meinem Lieblings-Yogalehrer zwölf Kilometer, in Köln laufe ich mit der Matte unterm Arm einmal rechts über die Straße. In die Zeit, die ich auf dem Land für eine Yoga-Stunde verballere, passt in der Stadt zusätzlich einmal einkaufen, tanken, zum Friseur gehen und mit einer Kollegin Kaffee trinken.

Drei Jahrzehnte Köln – Zeit genug für ein Landkind, um sich an die Stadt zu gewöhnen, könnte man meinen. Aber nicht für mich. Anders als für so manche Dorfbewohner ist die Stadt für mich nie ein Sehnsuchtsort gewesen, mit dem Prinzip »Hohe Häuser eng gedrängt an einer Stelle« bin ich nie wirklich warm geworden. Um mich herum sind die Dörfer Keppeln, Uedemerbruch und Uedemerfeld, die gehören allesamt zum kleinen Städtchen Uedem. Alles meine Kern-Heimat. Die nächste größere Stadt im Umkreis, Kleve mit aktuell etwa 53 000 Einwohnern, gehört nicht mehr dazu. Vom Fehlemannshof bis dorthin war es eine knappe Stunde mit dem Fahrrad, mit den Öffentlichen sind es damals wie heute nur ein paar Minuten weniger. Als ich zum ersten Mal in der Klever Fußgängerzone war als kleines Mädchen, konnte ich es nicht fassen: Da gab es *mehrere* Geschäfte! Direkt nebeneinander! Ganze Straßen voller Schau- fenster! Und dann diese vielen Menschen!

Auch die Generation nach mir staunt über das, was die Stadt zu bieten hat. Meine Tochter hat als Teenager mal in einer Büttenrede im Keppelner Karneval humorig erzählt, wie es für sie als Kind gewesen ist, als ich sie zum ersten Mal nach Kleve mit- genommen habe: »Alles war so bunt, so hell erleuchtet, überall Sachen, die man kaufen konnte ... Und dann sagte meine Mama: ›Das ist nicht Kleve, wir sind erst an der Tanke!«

Natürlich hatte ich, bis ich mit der Schule fertig war, auch andere Städte als Kleve besucht, aber nicht viele. Mit der Klasse sind wir mal nach Duisburg in die Oper gefahren. 40 Kilometer Luftlinie. Und zweimal ging's etwas weiter weg: Klassenfahrt nach Nürnberg und Stufenfahrt nach Wien. Bis zum Abi war's das für mich, was Städte angeht. Am liebsten wäre ich im Dorf geblieben. Trotzdem ging ich, als es so weit war, direkt vom Hof weg zum Studium nach Bonn. Denn mir ist immer klar gewe-

sen, dass ich in die Stadt muss, um meinen Traum wahr machen zu können: studieren und Journalistin werden.

Auf ein Leben in der Stadt war ich allerdings null vorbereitet. Allein die Anfahrt trieb mir den Puls hoch. Vier verschiedene Autobahnen bis Bonn! Die Abfolge kann ich heute noch im Schlaf hersagen: A57, A1, A4, A555. Der Führerschein war noch frisch und locker-lässig fuhr ich durch die Dorfstraßen und über die Feldwege. Aber im Wirrwarr vierspuriger Fahrbahnen und fußballfeldgroßer Kreuzungen war ich vollkommen verloren. Wenn ich in meinem Studentenwohnheim endlich die Zimmertür hinter mir zumachen konnte, brauchte ich erst mal Pause.

Bonn hat nun wirklich nicht den Ruf, eine pulsierende Großstadt zu sein, aber anders als in Kleve gab es dort echte Hochhäuser. Und von allem eine Schippe mehr: mehr Verkehr, mehr Menschen, mehr Trubel. Für mich war es die komplette Reizüberflutung. Ich wusste gar nicht, wohin ich zuerst gucken sollte, wohin ich zuerst gehen sollte. Also hab ich nichts angesehen und bin nirgendwo hingegangen. Während des gesamten Studiums blieb ich voll im Tunnel. Drei Jahre lang war ich in Bonn auf keiner einzigen Party, lernte niemanden kennen, hatte keine Studienfreunde, keine Stammkneipe. Mein soziales Leben fand im Dorf statt. Freitags nach der letzten Vorlesung ab nach Hause, wo ich mich mit Freunden traf und feierte. Bloß nichts verpassen in der Heimat! Montagmorgens kam ich auf der letzten Rille wieder zurück in die Uni. Meine Devise lautete: Arschbacken zusammenkneifen und zügig durchs Studium. Je schneller ich es durchzog, desto schneller konnte ich wieder weg. Mein Studium habe ich ausgehalten, nicht gelebt. Auf die Idee, dass ich in der Stadt was verpassen könnte, bin ich nicht gekommen. Schade! Heute würde ich versuchen, es anders zu machen.

Weil es in Bonn keine Ablenkung für mich gab und ich alles konsequent durchzog, hatte ich schon nach sechs statt acht Semestern alle Seminare, Klausuren und Hausarbeiten beisammen. Neulich hatte ich noch mal meine Noten in der Hand. Alles zwischen Zwei und Drei. Ich war nie gut, aber schnell. *Zu* schnell! Mindeststudienzeit nicht eingehalten! Obwohl ich alles besucht, geschrieben und bestanden hatte, musste ich pro forma ein weiteres Jahr überbrücken, bis ich mich zur Abschlussprüfung anmelden durfte. Nach einem Zwischenaufenthalt beim Lokalradio in Moers konnte ich endlich meine Prüfungen ablegen und als Magistra Artium aus der Uni rausmarschieren.

Damit war für mich das Thema Stadt aber noch lange nicht erledigt. Nach einem Volontariat beim WDR in Köln wurde ich dort Redakteurin und Moderatorin. Erst bei WDR 1Live, später beim WDR 2. Seit dreißig Jahren ist mein Leben in zwei feste Blöcke eingeteilt: In Köln arbeite ich, und mein Privatleben findet zu fast hundert Prozent in meinem Heimatdorf und seiner Umgebung statt. Selbst wenn ich samstags arbeite, fahre ich noch in der Nacht nach Hause. Ich weiß bis heute nicht, wie sich ein ruhiger Sonntagmorgen in Köln anfühlt.

Es gibt einen Preis dafür, dass ich in der Stadt meinen Traumjob habe und das Wochenende auf dem Land genießen kann: Ich muss pendeln. Mein Arbeitsweg ist 104 Kilometer lang. Pro Strecke. Mittlerweile habe ich eine kleine Bleibe in Köln, sodass ich mir an manchen Wochentagen die Heimfahrt sparen kann. Aber wenn es sich irgendwie machen lässt, sitze ich nachmittags im Auto und fahre zurück in mein Dorf. Etwa eine Million Kilometer bin ich bisher zwischen Keppeln und Köln hin- und hergefahren. 15 000 Stunden im Auto, das sind 1,7 Jahre. Netto! Also ohne Schlaf und so. Nur, um zur Arbeit zu fahren und wieder zurück nach Hause zu kommen. So habe ich es für mich ent-

schieden, und so will ich es haben. Mir ist eben beides wichtig: mein Dorf und die Leute hier – und meine Arbeit und meine Kollegen und Kolleginnen in der Großstadt Köln. Die Fahrerei zehrt an den Nerven und macht müde. Aber es lohnt sich.

3.

Gehst du oder bleibst du schon?



»Wie machst du das mit den Kindern?« – diese Frage kennt wohl jede Frau, die gleichzeitig kleine Kinder und einen Beruf hat. Die ist deshalb so unfair, weil Männer sie nie zu hören bekommen. Ich kenne keinen Mann, der erklären muss, wer denn auf die Kinder aufpasst, wenn er arbeiten geht oder mit seinen Kumpels unterwegs ist. Eine ähnlich fiese Frage müssen sich Dorfbewohner dauernd anhören: »Warum bist du nicht in die Stadt gezogen?« Ich kenne keinen einzigen Städter, der schon mal gefragt wurde, warum er nicht aufs Land gezogen ist. Irgendwie scheint klar zu sein, dass jeder, der seine Sinne beisammenhat, in die Stadt ziehen will. Mit anderen Worten: Die Schlaun gehen weg, die Dummen bleiben da. Von wegen! Ich kenne Leute aus der Stadt, die zum Dorffest eingeladen waren und gegen den Stromdraht eines Elektrozauns gestrullert haben. Machst du nur einmal!

Bleiben oder weggehen ist keine Sache von Grips oder Nicht-Grips, sondern eine ganz persönliche Entscheidung. Ich habe mit dem Pendeln zwischen Dorf und Stadt die für mich passende Balance gefunden. Sheriff, der in der Grundschule eine Klasse unter mir war, macht das anders. Er hat sein Leben lang bei uns im Dorf gewohnt und wenn er zur Arbeit fährt, sind das nur ein paar Kilometer. Das wird wohl auch so bleiben,

ohne dass er etwas vermissen würde. Wie heißt Sheriff eigentlich richtig? Ach ja: Frank. Keine Ahnung, wann den jemand außer seiner Mutter das letzte Mal so genannt hat. Man könnte glauben, dass Sheriff so heißt, weil er immer mit dem Fahrrad durchs Dorf fährt und dabei den Eindruck macht, als würde er inspizieren, ob alles in Ordnung ist. Aber die Sache reicht viel weiter in die Vergangenheit zurück: Zu seinem 16. Geburtstag hat er von Kumpels einen Sheriffstern geschenkt bekommen, den hat er sich angesteckt und – im übertragenen Sinne – nie wieder abgenommen.

Sheriff – 52 Jahre, rote Haare, Sommersprossen, freundliches Gesicht und Single – wohnt mitten in Keppeln in seinem Elternhaus. Hier hat er sich vor einigen Jahren eine eigene kleine Wohnung eingerichtet. »So richtig mit allem: Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Gästezimmer«, sagt er. Den Umbau hat er zum großen Teil in Eigenarbeit gestemmt, und wenn er ein paar helfende Hände aus dem Dorf brauchte, waren die sofort zur Stelle. Seine über 80-jährige Mutter kocht jeden Tag für ihn. Ich frag Sheriff, ob er in seiner Küche selbst was auf die Reihe kriegen würde. »Na klar«, antwortet er sehr überzeugend. »Strammer Max, Bratkartoffeln und Gurkensalat.« Und nach einigem Überlegen fügt er noch hinzu: »Und Apfelmus und Schnitzel.« Und wie ist es mit Bude sauberhalten? »Na ja, ich tu mein Bestes«, meint er. Die Gerüchte, dass seine Mama in Sheriffs Wohnung ihre Runden dreht, will er nicht bestätigen. Und auch meine Behauptung, er sei in seinem Leben noch nie umgezogen, dementiert er mit Nachdruck. »Doch, doch«, sagt er. »Ich bin aus meinem Kinderzimmer im Vorderhaus in meine eigene Wohnung im Hinterhaus gezogen.«

Dass Sheriff im Dorf bleibt, stand für ihn nie in Frage. Und seine Wohnung im Elternhaus hat rein praktische Gründe.

Seine beiden Geschwister waren schon ausgezogen, die Schwester nach Uedem, der Bruder nach Duisburg. »Da musste ja jemand bei den Eltern bleiben«, sagt Sheriff.

Sheriff genießt sein Leben, ich hab ihn noch nie schlecht gelaunt erlebt. Er ist gelernter Maurer, war beim Landhandel angestellt, jetzt arbeitet er im Tiefbau. Also immer voller Körperinsatz. Das macht er gerne, die Arbeit bedeutet ihm viel. Und er freut sich, dass er jeden Tag mit seiner Mutter zu Abend isst. »Weil wir dann beide mal quatschen können, was so los ist im Dorf«, sagt er. Und es ist immer was los im Dorf. Überall, wo sich was tut, ist Sheriff vor Ort, weiß Bescheid und teilt sein Wissen gerne. Bis heute läuft der Informationstransfer immer nach demselben Schema ab. Auf meinem Handy ploppt eine WhatsApp von Sheriff auf: »Steffi, ich hab hier was.« Dann muss ich zurückschreiben: »Wat denn?«, und dann kommt so was wie: »Der Bauer Jansen ist mit seinem Hänger gefahren, und da ist dem die Klappe aufgegangen und da war das ganze Getreide auf der Straße.« Sheriff ist wie ein Newsticker: Dank ihm bin ich auch in Köln immer über alles, was im Dorf passiert, bestens informiert. Wenn ich meine Büttenreden für den Keppelner Karneval schrieb, musste ich nur durch Sheriffs WhatsApps scrollen, und schon wusste ich wieder, was alles im vergangenen Jahr passiert war.

Sheriff weiß genau, was seine Prioritäten sind: Erst kommen seine Mutter und das Dorf, dann alles andere. Den Umbau seines Elternhauses hatte seine damalige Freundin mitgeplant. Zwei Jahre war er mit ihr zusammen. Sie kam aus Kleve, und als Sheriffs Einliegerwohnung fertig war, merkte sie, dass das Dorfleben auf Dauer doch nichts für sie ist. »Zwei Wochen haben wir zusammen hier in der Wohnung gewohnt, dann wollte sie zurück in die Stadt«, erzählt mir Sheriff. Andere würden in die-

ser Situation vielleicht ins Überlegen kommen: Beziehung retten? Mit der Freundin in die Stadt ziehen? Mal ausprobieren, ob das funktioniert? Nicht Sheriff: »Ich hab ihr gesagt: ›Guck! Der Maurer hat da in der Wand ein großes Loch gelassen, da kannst du wieder raus.« Gemeint war die Tür, und weg war die Freundin.

Seitdem ist Sheriff wieder Single. Bereut er seine Entscheidung? Kein bisschen. Die Zeit arbeitet für ihn. Denn mittlerweile gibt es im Dorf mehrere Kumpels, deren Beziehung respektive Ehe in die Brüche gegangen ist und die jetzt auch wieder alleine sind – Sheriff nennt sie die »Marktrüchläufer«. Und weil ab einem gewissen Alter der Markt auf dem Land einfach abgegrast ist, haben die jetzt wieder mehr Zeit, gemeinsam mit Sheriff zum Stammtisch zu gehen.

Es wäre ein dicker Fehler, Sheriff zu unterschätzen. *Ein Dorforiginal ist noch lange kein Dorfdepp.* Dass er nie daran gedacht hat, in eine Stadt zu ziehen, liegt nicht etwa daran, dass er sich das nicht zutrauen würde. Ich bin sicher, er käme auch dort zurecht. Aber im Dorf hat er ja alles, was er braucht. Dafür macht er richtig gerne Urlaub. Nicht das große, fette Ding, sondern mehrmals klein im Jahr. »Ich fahre an die Ostsee«, sagt er. »Zweimal, gerne auch dreimal, aber es ist alles so teuer geworden.« Ein Freund, der auch aus unserem Dorf stammt, hat da ein Gehöft – 400 Hektar Land mit Ferienwohnungen und einem Campingplatz. Dort fühlt sich Sheriff wohl. »Vier, fünf Tage, mehr brauche ich nicht. Nur mal am Meer sitzen und den Kopf freikriegen.« So wie ich ist auch Sheriff kein Freund der Berge.

Ganz weg vom heimischen Kirchturm ist Sheriff in seinen Kurzurlauben übrigens nicht. Ich kann's erst nicht glauben, als er mir verrät: »Wenn ich in Keppeln Richtung Ostsee losfahre, halte ich immer an unserer Kirche an und mache ein Foto. So kann ich die im Urlaub morgens immer auf dem Handy se-

hen.« – »Zeig mal«, sage ich. Und tatsächlich, da prangt St. Jodokus auf seinem Handy – seine Nabelschnur quer durchs Land von der Ostsee zum Heimatdorf. Ohne sie ist er verloren.